

Mut zur Lücke

Gemeinschaftsgärten bieten grüne Oasen in Städten, sind lehrreich für Kinder oder fördern die Integration

Von Ingrid Weidner

Sie wollen gemeinsam Gurken anbauen, Grünflächen für Kinder schaffen oder einen Beitrag zur Integration leisten: Menschen, die zusammen gärtnern, haben die unterschiedlichsten Motive. Seit Jahren wird das kollektive Erlebnis immer beliebter. Oft entstehen in Baulücken großer Städte dabei grüne Oasen – die allerdings auch oft von Neubauprojekten bedroht sind.

Beete statt Brache

In Deutschland gibt es vor allem in Berlin zahlreiche Projekte. Wie und wo die ersten Gemeinschaftsgärten in der Hauptstadt entstanden sind, lässt sich nicht genau ausmachen. In den achtziger Jahren hatten mehrere Initiativen die Idee, unbebaute Grundstücke in Blumenwiesen, Gemüsebeete oder ökologische Erlebnisgärten umzuwandeln. „Ende der neunziger Jahre erlebten die Gemeinschaftsgärten in Berlin einen richtigen Boom“, sagt die Geografin Marit Rosol, die in ihrer Dissertation Gemeinschaftsgärten wissenschaftlich erforscht hat. In Nordamerika und Kanada setzte diese Bewegung schon etwa 20 Jahre früher ein. In vernachlässigten Stadtteilen New Yorks zum Beispiel kümmerten sich Aktivistinnen ebenso um gemeinsame Grünflächen wie in Toronto oder Seattle. Manche Projekte widmen sich dem Gemüseanbau, andere schaffen einfach grüne Erholungsflächen. Einige Gärten auf innerstädtischen Brachen sind inzwischen ein fester Bestandteil der Stadtplanung, andere mussten Neubauten weichen.

Berlin ist besonders reich an Baulücken. Bevor der Verein „Grün für Kinder“ das etwa 3000 Quadratmeter große Areal im Stadtteil Neukölln in den „Kids' Garden“ verwandelte, war es eine vernachlässigte Brache. Seit mehr als zehn Jahren nun nutzen vor allem Betreuungseinrichtungen wie Kinderläden und Horte aus der Nachbarschaft den neu angelegten Garten. Mehr als 350 Kinder besuchen regelmäßig mit ihren Erzieherinnen den ökologischen Garten, legen Beete an und pflegen sie. Manche erfahren dort, dass Pommes keineswegs auf Bäumen wachsen. „Wir haben viele Anfragen von Elterngruppen, die den Garten nutzen möchten“, erzählt Christine Skowronska-Koch von Kids' Garden. Längst reichten die Beete nicht mehr für alle Interessenten.

Manche klamme Kommune erhofft sich von diesem bürgerlichen Engagement einen Einspareffekt. Weshalb Grünflächen noch pflegen, wenn sich Bürger auch gerne ehrenamtlich um vernachlässigte Grundstücke kümmern? Doch die Wissenschaftlerin Rosol von der Goethe-Universität in Frankfurt am Main sieht solche Pläne kritisch: „Politik oder Stadtverwaltung haben manchmal unrealistische Erwartungen hinsichtlich dessen, was ehrenamtlich geleistet werden kann. Manche meinen, sie könnten die Verantwortung für öffentliche Grünflächen komplett an die Vereine abgeben, um Geld für die Pflege zu sparen.“ Ein Garten braucht aber viel Zeit und Pflege, deshalb ist ein Gemeinschaftsgarten meistens nur auf kleinen Flächen möglich. Viele Hobbygärtner sind auf



Wo früher nur eine triste Baulücke war, spielen und lernen heute Berliner Kinder im „Kids' Garden“ (Fotos links und oben rechts). Gemeinschaftsgärten haben vor allem in den USA schon eine lange Tradition. In Miami bauen die Bewohner zum Beispiel Gemüse und Zitrusfrüchte an (rechts mitte). In Deutschland gibt es eine wachsende Zahl von Projekten, die sich der Integrationsförderung verschrieben haben (unten rechts). Fotos: Stefan Baranowski, Ralf Chudoba, AFP, Cornelia Suhan



Unterstützung angewiesen, sei es für die Infrastruktur, gärtnerische Beratung oder rechtliche Fragen.

Für Frust sorgen oft kurz befristete Pachtverträge. Auch in Berlin mussten einige Gemeinschaftsgärten Neubauten weichen. Dieses Schicksal könnte auch dem Kids' Garden blühen. Zwar erfreut sich das Projekt großer Beliebtheit, sogar Gäste aus dem Ausland reisen an, um sich Anregungen zu holen. Doch der Pachtvertrag für das Grundstück läuft Ende 2010 aus. Da sich der Garten in einem Sanierungsgebiet befindet und ein Bebauungsplan vorliegt, könnten im kommenden Jahr die Bagger anrollen. Noch weiß der Trägerverein „Grün für Kinder“ nicht, wie es weitergehen wird. In seiner Nachbarschaft um den Reuterplatz in Neukölln kommt eine Umgestaltung in Gang, die in anderen Vierteln in Berlin wie etwa Prenzlauer Berg oder Friedrichshain schon vollzogen ist. Immer mehr Bars und Galerien eröffnen, neue Bewohner zieht es in den Kiez, und die Aufwertung des Stadtteils lässt Preise und die Nachfrage nach Wohnraum steigen. Ein ähnliches Schicksal erlebten viele Gemeinschaftsgärten in New York. Als sich dort der Immobilienmarkt erholt hatte und Investoren neue Baupro-

jekte initiiert hatten, mussten gerade solche Projekte weichen, die mit ihrem Grün dazu beigetragen hatten, die Gegend aufzuwerten.

„In Berlin lässt sich die öffentliche Verwaltung mittlerweile aus verschiedenen Gründen auf die Projekte ein. Allerdings stellen befristete Verträge und die alleinige Ausrichtung auf eine Zwischennutzung ein Risiko für die Gärtner dar“, sagt Rosol. „In der Regel sind die Verträge so gestaltet, dass bei Verkauf der Grundstücke oder bei konkreten Bauvorhaben die Gartennutzung beendet werden muss. Das legt nahe, dass Gemeinschaftsgärten lediglich als nette Lückenbüsser angesehen werden“, sagt Rosol.

Dünger und Deutschkurse

Einen schön angelegten Garten wieder räumen zu müssen, möchte das Projekt „Interkulturelle Gärten“ seinen Mitgliedern nicht zumuten. Denn viele Menschen, die sich dort engagieren, haben Flucht und Vertreibung selbst erlebt. Entstanden ist die Idee der interkulturellen Gärten Mitte der neunziger Jahre in Göttingen. Als eine Gruppe bosnischer Flüchtlingsfrauen von den Sozialarbeitern gefragt wurde, was sie am meisten vermissten, war die Antwort einhellig:

die Gärten. Statt weiter darüber zu klagen, gründeten die Frauen 1996 gemeinsam mit anderen Migranten und deutschen Familien den ersten interkulturellen Garten in der Universitätsstadt. Die Idee hat in den vergangenen Jahren viele Menschen in anderen Regionen begeistert. 98 solcher Projekte gibt es mittlerweile in Deutschland, für weitere 50 Gärten laufen die Planungen. Seit 2003 unterstützt die „Stiftung Interkultur“ die Projekte beispielsweise mit einer gärtnerischen Erstausrüstung an Geräten, Tipps zur Umweltbildung, Praxisseminaren und Deutschkursen.

Über den Beetrand zu blicken, ist dabei besonders erwünscht: „Was baut denn der Nachbar an? Wie hält er die gefräßigen Schnecken in Schach?“ Es gibt viel Gesprächsstoff. „Was Menschen können, spielt in diesem Kontext eine viel wichtigere Rolle. Viele erleben dort Wertschätzung, manche motiviert es, mehr Deutsch zu lernen, um sich auszutauschen“, sagt Christa Müller, Geschäftsführerin der Stiftung Interkultur. Während in manchen Regionen Schrebergärten der Nachwuchs fehlt, wünschen sich gerade Menschen in Ballungsräumen mehr gemeinsames Grün, das sie in Eigenregie beackern dürfen.